

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Pforzheimer Anzeiger 1943**

124 (29.5.1943)

# Wforzheimer Anzeiger

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung

Einziges amtliches Verkündigungsblatt für den Amtsbezirk Wforzheim

Verleger und Hauptverleger: Dr. Paul Bode (A. J. Wehrmacht), Eulicher, Verleger: Max Böhler, Eulicher, Hauptverleger und Chef vom Dienst: Dr. Fritz Mayer, Druck und Verlag: Bode, alle in Wforzheim, Eulicherstr. 23/25, Fernsprecher Nr. 3044 bis 3047. - Zur Zeit gilt Preisliste 9.

Anzeigenpreise: 13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Textteil 50 Pfennig je Millimeter, Kennzeichnungsgebühr 35 Pfennig, Nachdrucke 1. Mengenkategorie B, Preisliste 9 für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen und das Erhalten an bestimmten Tagen keine Gewähr. - Gerichtsstand Wforzheim.

Begründet 1873

Samstag/sonntag, den 29./30. Mai 1943

70. Jahr / Nr. 124

## Eine Festung?

\* Wforzheim, 29. Mai.

Das bildhafte Wort von der „Festung Europa“ ist seit geraumer Zeit von der feindlichen Agitation aufgegriffen und zu ihrem Schlagwort gemacht worden. Besonders in englischen Zeitungen kann man immer wieder lesen, Deutschland sei im Westen dem „Magnetkomplex“ verfallen, über den sich die Deutschen am Anfang des Krieges so erhoben gefühlt hätten. Wie sich die Franzosen 1939/40 hinter ihre Maginotlinie verschanzten, so müsse sich heute Deutschland hinter den Atlantikwall zurückziehen, d. h. unter Verzicht auf jede offensive Kriegsführung beschränke sich Deutschland darauf, sein Schicksal auf eine belagerte Festung abzuwarten. Bei dieser Darstellung spekuliert natürlich die feindliche Agitation auf die weit verbreitete Vorstellung, daß jede belagerte Festung früher oder später ihr Schicksal ereilt.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, von den vielen Beispielen aus der Kriegsgeschichte einige besonders bekannte Fälle heranzuziehen, in denen die Belagerung einer Festung mißlungen ist und der Belagerer nicht nur unberührter Dinge wieder abziehen, sondern das Kampffeld vor der Festung geschlagen verlassen mußte! Unterzucht wir einmal, ob der Krieg, den der europäische Kontinent unter Deutschlands Führung heute gegen seine Feinde führt, wirklich einen Vergleich (und sei es auch nur einen hinkenden Vergleich) ausfällt mit dem Bild einer belagerten Festung.

Bekanntlich kann man eine Festung auf zwei Arten besetzen:

1. Durch Belagerung, indem der Belagerer einen waffenstarken Ring um die Festung legt und im Vorfeld wartet, bis die Belagerten durch Hunger, Ermattung, Furcht und andere Nöten sich ergeben, kapitulieren.

2. Durch militärischen Angriff, indem der Belagerer die Festung herantreibt, die Wallwerke nach einander unter blutigen Verlusten niederläßt, schließlich in die Festung eindringt und sie fürt. Am Anfang ihres „reizenden Sieges“ haben die Engländer noch geglaubt, sie könnten Deutschland (wie im ersten Weltkrieg durch die Hungerblende) ein zweites Mal durch eine Art Belagerung müde machen und durch Flugblätter und Radiohörse im Innern so zerlegen, daß eines Tages die weiße Fahne der Kapitulation oder die rote Fahne des Verrats über Deutschland hochgeh. In diese Chamberlain-Illusionen wollen die Briten heute nicht mehr erinnert werden. Sie haben inzwischen von Churchill oft genug gehört, daß dieser Krieg gegen den europäischen Kontinent nur durch eine militärische Entscheidung auf dem Schlachtfeld entschieden werden kann. Churchill hat das auch jetzt wieder in Washington gesagt und ausdrücklich gewarnt, daß man etwa dem Weltkrieg gegen Italien eine kriegsentscheidende Bedeutung beimißt: die Massenmächte seien stark und mächtig, Deutschland besitze riesige Armeen, große industrielle Hilfsquellen und „Gebiete von unschätzbarem strategischem Wert“. Niemand könne sagen, welche neue Verwicklungen und Gefahren den Achsengegnern noch bevorstehen...

In dieses von Churchill gezeichnete Bild der Kriegslage paßt der agitatorische Vergleich vom „Magnetkomplex der Festung Europa“ nicht hinein. Er enthält nämlich den letzten Rest jener alten Lieblingsillusionen der Engländer Deutschland wie eine Festung zur Kapitulation zu zwingen. In einer Festung gehen die Vorräte eines Tages hoffnungslos zu Ende. Deutschland aber lebt und kämpft in einem Machtzentrum des europäischen Kontinents, der seine Kräfte nicht wie eine Festung von den Vorräten, sondern aus der natürlichen Erzeugung seines Bodens und aus der Arbeit seiner Menschen erhält, denn ganz Europa ist durch die Organisation des totalen Krieges für unsere Nahrung und Ernährung eingesezt.

bleibt die militärische Seite. Hier ist der Vergleich mit einer Festung noch weniger am Platz, denn die Entscheidung wird drüben an der Ostfront in offener Feldschlacht ausgetragen, und selbst die Gegner prophezeien ihren bolschewistischen Bundesgenossen nichts Gutes. Resigniert stellt der „Daily Telegraph“ fest: „Weder die sowjetischen Wintererfolge noch der Feldzug in Nordafrika, noch die Bombenoffensive in Europa haben die Gefahr einer neuen deutschen Offensive im Osten gebannt.“ - Im Norden, Westen und Süden Europas können unsere Armeen allerdings nicht aufs Meer hinauswärtigen, sondern warten hinter einem Wall von Befestigungen ab, ob, wie und wo der Gegner sie wagt, einen Angriff gegen Europa über das Wasser zu tragen. Und doch führen wir auch nach dieser Seite hin mit unseren U-Booten einen reinen Offensivkrieg, der unsere westlichen Gegner

## Vor einer Entscheidungsschlacht um Tschungking

Die Japaner kesseln 60 000 Mann ein / Tschungkinghauptsstadt in Gefahr

ep Schanghai, 28. Mai.

Eine Schlacht von entscheidender Bedeutung erwarten militärische Kreise in Tschungking in nächster Zukunft. Nach Mitteilung des Militärspreschers wird diese Schlacht darüber entscheiden, ob China seine Kriegshauptstadt davor bewahren kann, von den Japanern besetzt zu werden. Etwa 70 000 bis 80 000 Japaner nähern sich den chinesischen Befestigungen am Jangtse, westlich von Tschungking, das nur 195 Meilen östlich von Tschungking liegt. Als Ziel der Japaner nennt man in Tschungking: 1. die Vernichtung dieser Befestigung und 2. den Stöz gegen Tschungking selbst.

Wie bekanntgegeben wird, sind 60 000 Mann der Tschungkingtruppen, zu denen auch die Elite der 18. Armee des Feindes gehört, im Abschnitt südlich

Jchang eingesezt. Nachrichten von der Front besagen, daß die Tschungking-Streitkräfte, die von den borgehenden Verteidigungsstellungen zurückgedrängt worden waren, jetzt im Begriff sind, zwischen den von Norden und von Süden vorgehenden japanischen Armeen lahmgelegt zu werden. Wie berichtet wird, hat sich der Vorausverband der japanischen Kolonne, der Juyangkwan, einen wichtigen feindlichen Befestigungspunkt südwestlich Jchang, besetzt hatte, nordwärts gewandt, und den zügellosen Rückzug der feindlichen Streitmacht abgebrochen. Die japanischen Streitkräfte haben den Tschungking-Fluß überbrückt. Ein starker japanischer Verband leitete am 24. Mai Operationen ein, in deren Verlauf der Jangtse von Tschungking aus überschritten wurde, und in Kürze Putaisan, acht Kilometer südwestlich Jchang, besetzt wurde. Die feind-

lichen Streitkräfte, zu denen die 11., 18. sowie die neugebildete 34. Division der 18. Armee gehören, wurden durch den in beschleunigter Weise durchgeführten japanischen Planenangriff aufgerieben.

Andere Nachrichten aus dem Felde besagen, daß die japanischen Verbände 18 000 Mann der feindlichen Truppen innerhalb der Stadt Lohjapa südwestlich Jchang aufgerieben und die Stadt nach schweren Kämpfen besetzt haben. Die japanischen Verbände verfolgen den Feind, der in das Bergland von Sunquashan und Suikashan floh.

Die Nachricht von der Annäherung der japanischen Marineeinheiten in Schanghai erreicht bereits Tschungking, wo dieselbe im Zusammenhang mit der Entwicklung der Operationen in den Provinzen Hunan und Supeh starke Verstärkung und Befestigungen um das Schicksal Tschungking auslöste. Auf einer Pressekonferenz war der besagte Armeesprecher nicht imstande, diese Befestigungen zu beschreiben.

England und die USA sind über die ersten Meldungen vom ostasiatischen Kriegsschauplatz beunruhigt. Die Londoner „Times“ spricht hinsichtlich der Meldung, daß 60 000 Mann Tschungkingstruppen eingeschlossen sind, von einer Hoßbalmeldung, wenn sie sich bestätigen sollte. Inzwischen gibt in einer Exchange-Meldung Tschungking die Gefährdung der Hauptstadt zu. Alles das geschieht in dem Augenblick, da England und USA erörtert haben, welchem Kriegsschauplatz der Vorrang gebühre.

## Auf Attu wird noch erbittert gekämpft

dnb Tokio, 28. Mai.

Die Kämpfe auf der Insel Attu werden weiterhin mit großer Erbitterung geführt, wie aus den Schilderungen des Kapitänleutnants Takase vom Marineministerium hervorgeht. Die auf dem nördlichen Teil der Insel kämpfenden japanischen Streitkräfte bringen den USA-Truppen trotz deren zahlenmäßiger Überlegenheit immer wieder schwere Verluste bei. Es scheint, daß die Japaner zum Teil überraschende Nachtangriffe durchführen und hierbei den Gegner im Schutze der Dunkelheit empfindlich treffen.

Die Geschichte der japanischen Kriegsführung und besonders der Verlauf des Krieges gegen England und USA zeigen, daß die Japaner nicht nur zur See, sondern auch auf dem Lande Meister auf dem Gebiete der Nachtoperationen sind, für die sie entsprechend vorbereitet und besonders geeignet sind. Die Leistungen der Japaner auf Attu sind um so höher einzuschätzen, als die Verteidiger der Insel tagsüber fortgesetzten Angriffen der Amerikaner ausgesetzt sind, die nicht nur auf dem Lande zahlenmäßig überlegen sind, wo sie ihre schwersten Geschütze einsetzen, sondern deren Schiffsgeschütze die japanischen Stellungen beschießen, während die Luftwaffe gleichzeitig unausgesetzt in großen Formationen in die Bodenkämpfe eingreift. So spricht es für den ungebrochenen Kampfesgeist der japanischen Streitkräfte, daß sie trotzdem noch während der Nacht Angriffsoperationen unternehmen.

Die USA-Streitkräfte auf der Neuten-Insel Attu sind beträchtlich dezimiert, wie japanische Frontberichte melden. Den strategischen Gewinn aus ihren Nachtangriffen zog die japanische Attu-Befehlsabteilung, indem sie ihre eigene Frontlinie in den Bergstellungen verbesserte. Da Kares Wetter herrschte, konnten die Japaner vom Festland aus feststellen, wie sehr sich die Reihe der vor Attu ankernden USA-Kriegsschiffe vermindert hat.

## Neuer Eisenlaubträger

dnb Berlin, 28. Mai.

Der Führer verlieh am 27. Mai 1943 das Eisenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Korvettenkapitän Friedrich Kemnade, Chef eine Schnellbootflottille, als 249. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Korvettenkapitän Kemnade, am 12. Dezember 1911 in Schwarmstedt in der Lüneburger Heide als Sohn eines Reichsbahnbeamten geboren, wurde nach der üblichen Ausbildung zum Seoffizier bereits als junger Leutnant Kommandant in der ersten Schnellbootflottille. Seit Mitte Mai 1940 Chef der Schnellbootflottille, an deren Spitze er heute noch steht, hat Kemnade über 150 Unternehmungen unter ständigem persönlichem Einsatz erfolgreich durchgeführt. Nach der englisch-nordamerikanischen Landung in Nordafrika war es die Schnellbootflottille Kemnades, der die Aufgabe zufiel, mit der Luftwaffe als erste Einheit der deutschen und italienischen Kriegsmarine die Gegenaktion zur Bildung des Brückenkopfes Tunesien durchzuführen. Die Verfehlungserfolge dieser Flottille, der auch der kürzlich vom Führer mit dem Eisenlaub ausgezeichnete Kapitänleutnant Wuppermann angehörte, umfassen sowohl die Vernichtung von fast 100 000 WRT feindlichen Handelsschiffsräumen wie die Torpedierung und Verfehlung zahlreicher Kriegsschiffe, insbesondere Perletrörer. Korvettenkapitän Kemnade hat sich bei all diesen Unternehmungen als vorbildlicher und schneiderer Chef seiner Flottille erwiesen.

## Ein wortkarges Kommuniqué

Abdluß der zehntägigen Belpredungen zwischen Churchill und Roosevelt

(Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung)

Dr. Sch. Berlin, 29. Mai.

Wie aus Washington gemeldet wird, sind nunmehr die dortigen Belpredungen zwischen den US-Amerikanern und den Engländern abgeschlossen worden, an denen bekanntlich auch der britische Ministerpräsident Churchill teilnahm.

Ueber das Resultat dieser Zusammenkunft wurde ein Kommuniqué veröffentlicht, das ganz im Gegensatz zu dem bei solchen Gelegenheiten von unfernen Gegnern gemobten Brasenschwall von lafonischer Kürze ist. Es meldet lediglich, daß „die kirchliche Konferenz der kombinierten Stäbe in Washington mit einer völligen Übereinstimmung beendet“ habe. Diese für die jüdischen Ratgeber Roosevelt's ungewöhnliche Wortkargheit ist um so mehr bemerkt worden, als die Belpredungen nicht weniger als sechzehn Tage gedauert haben.

Der Sekretär des Weißen Hauses, Stephen Early, sagte hinsichtlich des Kommuniqué's die bescheidend mißgebräutete Äußerung: „Das ist alles, was ich vorliegen habe“, als er den Journalisten von Washington gegenüber dieses kirchliche Kommuniqué über die 16 Tage dauernden Verhandlungen Roosevelt's mit Churchill bekannt gab. Es war zwar schon einige Stunden durchgeleitet, daß das Kommuniqué kurz sein würde. Daß es aber nicht mehr als 22 Worte umfassen würde, war nicht erachtet worden.

Die Zusammenkunft Moskau-London-Washington ist noch nicht als wirklich vollzogen anzusehen, so gesteht die Londoner „Times“ in dem Bericht ihres Washingtoner Mitarbeiters über das veröffentlichte Kommuniqué. An diesem Bericht wird von neuem die Washingtoner Belpredung und das Kommuniqué mit einer Fülle von Geheimnissen umgeben und es wird gesagt, man müsse unverbessert die Auffassung vertreten, daß die Sowjetunion noch nicht am Ende ihrer Forderungen wäre. Schwedische Zeitungen zufolge schrieb die „Sveffesta“,

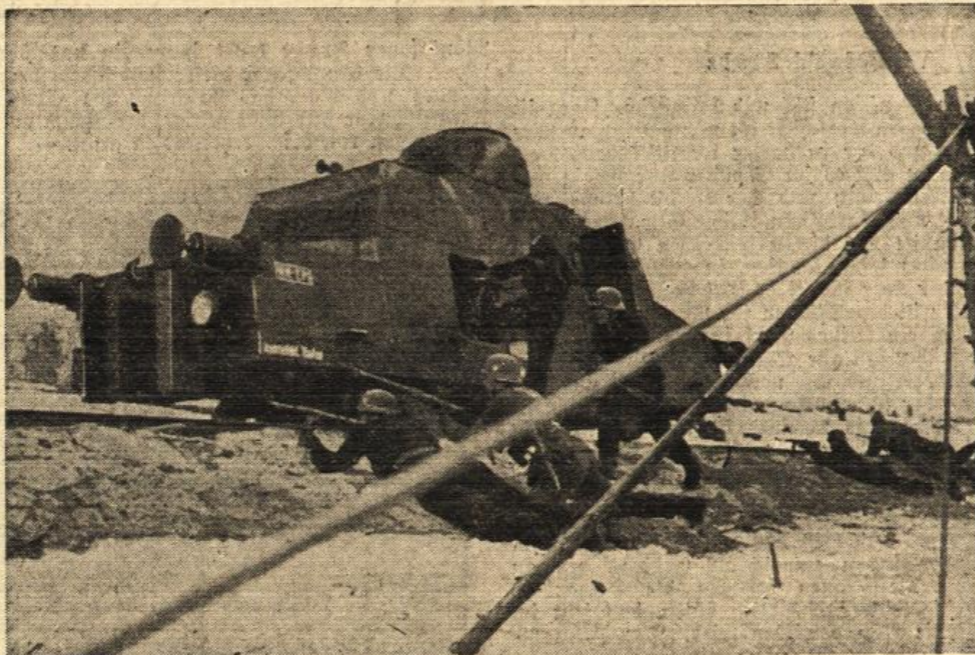
daß die Sowjetunion die härtesten Opfer und die Hauptlast des Krieges zu tragen habe und weiterhin trage, und daß sie nach wie vor ihre Sonderstellung und ihre Sonderrechte aufrecht erhalte. Ähnliches erklärte ebenfalls die „Pravda“, die auf die fortwährenden schweren Kämpfe am Kuban hinwies und meinte, nicht nur Lohn, sondern großen Lohn habe die Sowjetunion zu fordern. Nicht nur Europa sei das Aufbaugelände der Sowjetrepublik, sondern auch Iran und im gewissen Sinne der Irak. Sehr richtig schreibt der Liffaboner „Diario“ in diesem Zusammenhang: „Amerika und England werden noch erkunden müssen, daß die Sowjets niemals ein Verhandlungspartner auf Dauer sein kann. Moskau stirbt, wenn es die Weltexpansion aufgeben muß.“

## Bisher 3000 Ermordete in Katyn

dnb Krakau, 28. Mai.

Tag für Tag wird die Exhumierung und Identifizierung der Leichen aus den Massengräbern im Walde von Katyn fortgesetzt. Immer neue Einzelheiten über das grausige Schicksal der von jüdisch-bolschewistischen GPU-Skizzen ermordeten polnischen Offiziere werden damit der Weltöffentlichkeit bekannt. Bis zum 28. Mai sind insgesamt sieben der Massengräber im Walde von Katyn geöffnet und 3000 Leichen exhumiert und soweit wie möglich identifiziert worden.

In den letzten Tagen ist von den dort tätigen Mitgliedern der polnischen Kommission die polnischen Notizen des u. a. auch die Leiche des in polnischen Merkmalen weitbekannten Dr. Viktor Kalkinitski geborgen worden, der mehrere Jahre lang Hausarzt des polnischen Marschalls Pilsudski gewesen ist.



Der „Panzer-Zepp“ bewährt sich

In einem Teil der Ostfront schufen auf Befehl eines höheren Kommandos Männer einer Werkstattkompanie zur Partisanenbekämpfung einen Schienen-Panzerwagen. Zusammengesetzt aus ausgeschlachteten Lkws und aus Panzerplatten vernichteter Sowjetpanzer stellt der Panzer-Zepp dem Improvisationalsten deutscher Ingenieure und Werkmeister ein glänzendes Zeugnis aus. - U. B. z.: Ein Dekkungsstrupp, der am Bahndamm in Stellung gegangen ist, gibt zusammen mit den schweren Waffen des Panzer-Zepp der Stoßtruppe Feuerschutz, die sich sprunghaft an den Gegner heranbewegt (PK-Kriegsbericht Künzner (Wbd - Sch)

auf allen Meeren so beunruhigt, daß er sich rein defensiv mit einem ungeheuren Einsatz von Flugzeugen und Kriegsschiffen gegen die Vernichtung seiner notwendigen Seetransporte schütten muß.

Europa ist also keine belagerte Festung, sondern ein an seinen Küsten festungsartig geschützter Kontinent, dessen offensive Kampfkraft der Gegner nach wie vor fürchtet. Dort, wo wir im Siegeslauf der ersten zwei Kriegsjahre die natürlichen Grenzen des Kontinents erreicht haben, hat das Wort von der Festung Europa

einen ganz anderen Sinn als der Feind ihm geben möchte. Denn hier haben wir die Faustpfänder unseres Sieges trotz der ungeheuren militärischen Beanspruchung an der Ostfront durch Eisen und Beton so geschützt, daß der Feind bei einem Landungsversuch nicht mehr den alten europäischen Kontinent, von dem er vertrieben worden ist, vorfindet, sondern eine uneinnehmbare Festung.

Man wird diese riesige Befestigungslinie an den europäischen Küsten, die während des schweren Kampfes gegen die Sowjetunion gebaut wurde,

später einmal als eine der bewundernswertesten Leistungen bezeichnen, die das deutsche Volk in diesem Krieg vollbracht hat, und als eine der weitblickendsten Planungen unserer Führung. Denn wir sind mit dieser Arbeit fertig geworden, ehe der Feind zu einem Angriff bereit war. Jetzt steht er draußen vor unserem Kontinent und bleibt gefesselt, wenn er das Tor Europas nicht wieder aufbrechen kann.

Dr. M.

**„Nennenswerte Hilfe nicht möglich“**  
Die besagende Auslassung der „Daily Mail“  
Dr. Sch. Berlin, 29. Mai.  
Der „Daily Mail“ schreibt in einem Artikel, Hoffnungen auf eine vorzeitige Schwächung der Deutschen seien heute genau so unbegründet, wie vor zwei Jahren. Im Osten stehe die wichtigste Etappe des Krieges erst noch bevor und es sei leicht möglich, daß die Deutschen an irgend einer Frontstelle die Entscheidung des Ostkrieges herbeizuführen versuchten, denn trotz aller Zusicherungen an Stalin wäre es effektiv ganz unmöglich englische und amerikanische Truppen in großer Zahl an die Sowjetfront zu bringen. Es ist ein nicht bedeutungsloses Eingeständnis der „Daily Mail“, nachdem bisher und besonders in den letzten Tagen gerade in der englischen und amerikanischen Presse die angebliche Hilfeleistung für Stalin in den kommenden Monaten so groß herausgestellt wurde.

**Churchill und die Sowjets**  
# Stockholm, 28. Mai.  
Ein großer Presseempfang für 150 Journalisten, die Churchill mit einem Hagel von Fragen überfielen, war ganz auf eine „Guldigung“ abgestimmt. Roosevelt und der Staff der militärischen Berater hielten sich im Hintergrund. Churchill meinte, daß die agitative Einschüchterungsfront vor allem gegen Italien nicht den Sieg bringe, sondern daß man wohl oder übel sich auf einen entscheidenden Zusammenstoß auf dem Schlachtfeld gefaßt machen müsse. Unbequeme Fragen amerikanischer Journalisten, ob „eine Möglichkeit besteht, daß die Sowjetunion Japan angreife“, lehnte Churchill arglos mit der Feststellung ab, er sei nicht in der Lage, „der objektiven Regierung Vorschriften zu machen und von ihr mehr zu verlangen, als sie bisher schon getan hat“.  
Auf der von Roosevelt einberufenen „Lebensmittel-Konferenz“ in Hot Springs ist es bisher nicht gegliedert, die Sowjetdelegation zu einer Unterfertigung der Ballfreet-Pläne zu bewegen. Ja, die Sowjetdelegation ist in ihrer kaum mehr verteidigten Opposition noch einen Schritt weitergegangen. Sie hat eine Denkschrift vorgelegt, in der Moskau abfolgt Vorrang auf die gesamte Lebensmittelverteilung für die Bedürfnisse der Sowjetunion gefordert wird, „entsprechend dem unübertrefflichen Beitrag für den Krieg, den die Sowjetunion für die Sache der Weltfreiheit leistet.“ Die Sowjetdelegation hat weiter offen zugegeben, daß die Ernährungslage in der Sowjetunion mehr als kritisch geworden sei und daß es die Pflicht der Alliierten sei, hier zunächst einzugreifen, bevor man sich theoretischen Zukunftsüberlegungen hingebe. „Die Sowjetunion rechnet“, so heißt es in der Erklärung, „auf unmittelbare einschneidende Lebensmittellieferungen größten Umfangs, ehe irgendwelche Pläne auf lange Sicht festgelegt werden.“

**Sachausbrüche Ebens gegen Italien**  
Genf, 28. Mai.  
Eben hielt in London eine Rede, die nur so von Sachausbrüchen gegen Italien strotzte. Jetzt glaubt Eben den Zeitpunkt für gekommen, um Rache zu nehmen für den Abessinienfeldzug 1935/36 und für die ihm damals zuteil gekommene Demütigung. Er glaubt es sich jetzt leisten zu können, dem italienischen Volk mit Rebellen zu drohen. Er prahlt, daß der jetzige Krieg gegen Italien mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln durchgeführt werde. Etwas anderes hat Italien sicher auch gar nicht erwartet, denn es ist selbst von keinem anderen Gedanken befreit, als dem der Niederringung Englands. Wenn Eben in hysterischer Wut hinaus-schrie, England werde Italien „bombardieren bis zum bitteren Ende“, so ist sehr die Frage, zu weissen Lasten schließlich dieses bittere Ende gehen wird.  
Der ganze Ebensche Ausbruch mit seinen durch persönliche Gehässigkeit charakterisierten Ausfällen — an sich völlig belanglos in dem gigantischen Kampf, in dem sich England selber nur durch Klammern an USA und Sowjetunion bisher vor dem Untergang zu retten wagt — zeigt nur eins: In welchem Maße die plutokratische regierten Völker dem Wahn einiger besserer Demagogen aus-geliefert sind.

**Japan evaluiert Juden**  
Tokio, 28. Mai.  
Die sofort nach der japanischen Besetzung be-gonnene planmäßige Säuberung des früher inter-nationalen Seillements von Shanghai intensivieren jetzt die Japaner mit der Evaluierung aller nach 1937 nach Shanghai eingewanderten Juden. Drei Monate Kammungsfrist haben die japanischen Mil-itärbehörden den Juden zugestimmt, damit sie ihr neues Obetto im Jangtsiedelta beziehen können.

**Frühling im Montafon / Von Oswald Stolz**  
Spät kommt der Frühling im Montafon, jenem reizvollen Tal mit seiner Hauptstadt Scharnau, das in Vorarlberg gelegen, wie eine grüne Wiege der Schönheit zwischen gewaltigen Berggruppen ruht. Da ist die gleichgerichtete Silvertta, das Verwall-Gebirge mit seinen braunroten Felsen, die in der Sonne gleichsam zu glühen beginnen, und seinen vielen verschwiegenen Bergseen und da ragt die Rätikon-Gruppe mit ihren weißschimmernden Kal-fbergen stolz und unnahbar empor. Schwer hat es hier die Sonne, den Frühling zu wecken, und es wird schon Mai, bis die Matten so recht ins Blüten kommen und das liebliche Montafoner Tal in einen farbenfrohen Teppich mannigfaltiger Blumen ver-wandeln. Und wenn erst die Eisheiligen vorüber sind, Kirschen und Apfelbäume zu blühen beginnen, dann atmen die Montafoner auf. Nun ist der Win-ter endgültig zu Ende, der in diesem Tal ein beson-ders gestrenger Herr, bereits im Oktober schon mit einem halben Meter Schnee und meist sein kaltes Regiment antritt und noch im Mai nicht selten dem Frühling ein Schnippen schlägt, und ihm seine Blumen und Blüten mit tangenden Schneefloeden zudeckt. —  
Montafon — ein fremdländisch klingender Name, denkt jeder, der ihn zum erstenmal hört oder liest. Wer aber selbst einmal die stillen Bergdörfer be-sucht, der wird erstaunt sein über die hübsche seltsame Namen, die an sein Ohr dringen. Da gibt es Dörfer, die Tschagguns, Partenen oder Vana-dans heißen, da finden sich Alpen, die den Namen Silvertta, Verbella oder Lavamont tragen, und da hören wir Familiennamen wie Tschann, Tschon, Tschöhl, Sanderell, Juen u. a. m. Viele dieser Namen sind rätomanischen Ursprungs, denn die Vorfahren der Montafoner Bauern (mont = Berg und davo = hinten) waren zum großen Teil ro-mantischer Herkunft. Auch ihr Dialekt enthält zum Teil heute noch romantische Wortbildungen und der Name hat es schwer, den Montafoner zu verstehen. Oder verstehen Sie den folgenden Satz, den die Bauern gern dem Nichtstheimischen vortragen, da-mit er seinen Sinn errate: „Got escha ebämerd ebäsch get?“ Wohl kaum. Er lautet ins Schrift-deutsch übertragen: „Dat vielleicht jemand etwas gesagt?“  
Sie sind verschlossen diese Bergbauern. Der harte Kampf ums tägliche Brot, die Einsamkeit des Tales

**Sowjets am Kuban-Brückenkopf zurückgeschlagen**  
Bei Terrorangriffen 27 Feindbomber abgeholten  
und Aus dem Führerhauptquartier, 28. Mai.  
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt be-kannt:  
An der Ostfront des Kuban-Brückenkop-fes setzte der Feind gestern die von Panzern und Fliegerverbänden unterstützten Angriffe den ganzen Tag über fort. Nach schweren, wechselvollen Kämp-fen, in die unsere Luftwaffe mit starken Kräften entscheidend eingriff, wurden die Sowjets blutig zurückgeschlagen.  
An der übrigen Ostfront herrschte bis auf er-folgreiche eigene Späh- und Stoßtruppstätigkeit Ruhe.  
Einige leichte britische Bombenflugzeuge flogen am gestrigen Abend unter dem Schutz der Wolken

**Großrazzia in Minsk**  
Im Osten, Ende Mai.  
(PK.) Als in gemeinsamem Großrauszug die deutsche und die französische Polizei beim Durch-führen und anschließenden Niederkneifen des be-richtigten Marzeller Hofenviertels über 80 000 Menschen unter Kontrolle nahmen, da stauten selbst die unentwegten Leser spannender Kriminal-romane. Niemand aber hätte es für möglich gehalten, daß sich ein solches einmütiges Aufgebot an Kräf-ten schon bald überstrotzen werden könnte.  
Jeder Winkel wurde erfasst  
Und doch geschah es bereits im Osten, wo alles in den Ausmaßen nun einmal riesig ist. Minsk, eine Großstadt von 130 000 Einwohnern, wurde von der Polizei in Zusammenwirken mit einem Bataillon der Waffen-SS und Ein-heiten der Wehrmacht hermetisch von der Außen-welt abgeriegelt. Dann machten sich die Männer der SS-Polizei-Regimenter an die Durchsuchung. Auch nicht den entlegenen Winkel, nicht die kleinste Gasse ließen sie aus. Haus für Haus wurde erfasst, und manch lächerlicher Vogel dabei gefan-gen. Für eine so umfassende Aktion hat die deutsche Sprache noch gar kein Wort. Auch der Ausdruck „Mazzia“ gibt nur unzulänglich wieder, um was es sich eigentlich handelt.  
Die Ermittlungen des Sicherheitsdienstes hatten einwandfrei ergeben, daß die sich in den Wäldern herumtreibenden bolschewistischen Banditen in der Stadt ihre Mittelsmänner und sonstigen Helfers-helfer hatten. Dadurch war der Nachschub zur Front nicht unerheblich gefährdet und die deutsche Verwaltung empfindlich gestört. Um diese Unbe-lästigung zu bewerkstelligen, mußte energisch durchgegriffen werden.  
In unglaublich kurzer Zeit schnürte ein dicht besetzter Sicherheitsgürtel die Stadt ein. Kein Mensch konnte diesen Ring umgehen passieren, kein Unberechtigter kam heraus oder hinein. Sorg-fam durchsuchte die Polizei jeden Fußbreit Boden. Es ging durch verdorrte Wohnungen, dunkle Keller, über Wäden und durch allerlei andere Schlupfwinkel. Jedes Fahrzeug auf der Straße wurde obendrein noch angehalten, jeder Vorüber-gehende mußte sich einwandsfrei ausweisen.  
Versteckte Waffen, Schieberlager  
Über den Zeitraum von einer Woche erstreckte sich die Großaktion. Der Erfolg war recht beachtlich.

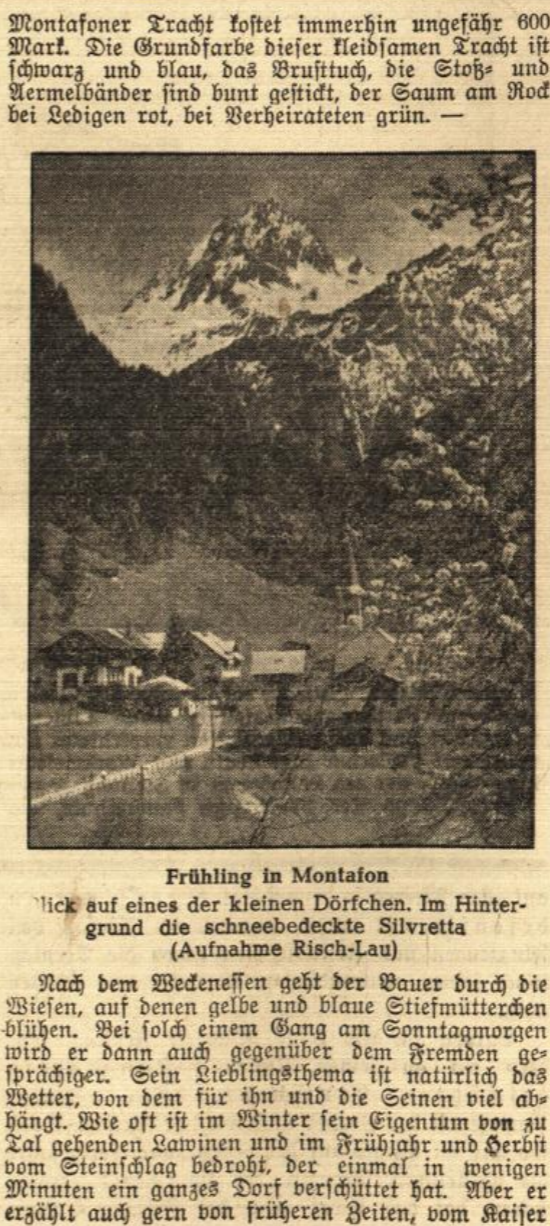
**Das Wichtigste in Kürze**  
In der Reichsstatthalterei in Straß-burg fand unter Teilnahme aller führenden Män-ner der Partei und ihrer Gliederungen sowie des Staates in Baden und Elsaß eine Arbeitstagung statt. Gauleiter Robert Wagner ging hierbei auf die wesentlichen Führungsaufgaben, die der totale Krieg der Heimat stellt, ein.  
Der König und Kaiser von Italien hat auf Vorschlag des Duce das Großkreuz des Militärordens von Savoyen an den kürzlich gefal-lenen Admiral Yamamoto, den bisherigen Ober-kommandierenden der japanischen Flotte, verliehen.  
Ein großer Bestechungsskandal, in den zwei frühere Bürgermeister von New Castle, ein hoher Beamter der britischen Admiralität und eine englische Schiffswerkstatt verwickelt sind, wurde jetzt in Blyth, Nordhumberland, aufgedeckt. Durch große Bestechungsummen war der Beamte der Admiralität lange Zeit hindurch dazu bewegt wor-den, Schiffsbauaufträge des britischen Marine-

ministeriums der Shiphulling Company Ltd. aus-schließlich zuzuschleusen.  
Weil er der Familie eines in Deutschland welen-den italienischen Arbeiters trotz Auf-forderung der Behörden keine Wohnung in einem seiner Häuser vermietet hatte, wurde dem Hausbesitzer Ferruccio Ferranti in Ascoli der Ausweis der faschistischen Partei entzogen.  
Die Generale de Gaulle und Giraud haben sich am Freitag zu einer Besprechung in Algier getroffen.  
Nach einer Meldung aus Washington erklärte Finanzminister Morgenthau, daß weitere 45 Milliarden Dollars in diesem Jahr zur Finanze-rung des Krieges aufgebracht werden müssen. Er erklärte, daß der größte Teil des Geldes von Per-sonen aufgebracht werden müsse, die weniger als 5000 Dollars pro Jahr (1) verdienen.

bede in das Reichsgebiet ein und warfen auf einige Orte Sprengbomben. Drei Flugzeuge wurden ab-geholten.  
In der vergangenen Nacht griff die britische Luftwaffe westliches Gebiet an. Beson-ders in Essen entstand in Wohnvierteln und an zwei Krankenhäusern durch Spreng- und Brand-bomben größerer Schaden. Die Bevölkerung hatte Verluste. Nachtjäger und Flakartillerie der Luft-waffe vernichteten nach vorläufigen Meldungen 24 feindliche Bomber.  
Schwere Kampfflugzeuge bombardierten die Hä-fen von Bizerta und Souffe und erzielten Treffer auf Schiffen und Anlagen.

**Die Gesamtverluste der britischen Luftwaffe bei ihren Terrorangriffen während des ganzen Krieges** schätzt der luftwaffenärztliche Mitarbeiter des „Evening Standard“ auf 46 000 bis 47 000 Mann. Er erklärt, daß Deutschland nicht so leicht zu bombardieren sei wie England, was auf der grö-ßeren Oberfläche Deutschlands beruhe. Der deutsche Luftschutz sei gut entwickelt. Die englischen Bom-benflugzeuge träfen über Deutschland auf eine starke Abwehr. Der Gedanke, daß lediglich die augenblickliche Bombenoffensive Deutschland besie-gen könne, müsse als unrichtig betrachtet werden. Auch der Bombenwurf warnt erneut vor einer Unter-schätzung der deutschen Abwehr. So heißt es beifolgende in einem Londoner Funkbericht: „Unser Bomberstaffeln müssen sich stets mühevoll ihren Weg in das Angriffsgebiet, das am besten ver-teidigte Gebiet der Welt, bahnen. Die deutsche Boden-abwehr ist sehr stark und außerordentlich wirksam, die Geschütze stehen dicht gestaffelt, der Einsatz der Nachtjäger erfolgt Flug und ihre Zusammenarbeit ist vorzüglich. Angesichts einer solchen Abwehr müs-sen wir natürlich mit schweren Verlusten rechnen.“  
\* Die zum Schein aufgelöste Komintern, einst „Dritte Internationale“ genannt, ist 1919 von den Bolschewisten gegründet worden. März hatte 1899 die Erste Internationale ins Leben gerufen. Sie lebte aber kaum ein Jahrzehnt. Manzia Jahre später wurde die Zweite Internationale gegründet, sie freilich bis zum Weltkrieg ihr Leben. Nach dem Weltkrieg verlor sie sich die Zweite Internationale neu zu konstituieren. Angewandte aber hatten sich überall die radikalen Flügel abgegliedert und zum Kommunismus gemandt. Deshalb begründeten im März 1919 die russischen Kommunisten die Dritte Internationale als Gegnerin der Zweiten, und ihr Programm besagte dementsprechend, daß sie das Werk der Ersten Internationale fortsetzen und zu Ende führen wolle. „Gebente des imperialistischen Krieges!“ war ihr erster Kampf. Das Ziel war der Sturz der internationalen Bourgeoisie und die Schaffung einer internationalen Sowjetrepublik. Den Grundriss der Dritten Internationale, nur Menschen weißer Farbe aufzunehmen, wurde abge-lehnt, man wollte alle Welt „befreien“ und die ein-heitliche kommunistische Partei der Welt bilden, deren Sektionen die Parteien in den einzelnen Län-dern sein sollten. Vollzugsorgan sollte der jährliche Kongress sein, amischen je zwei Kongresse führte ein „Vollzugsausschuß“ die Geschäfte. Bis 1924 trat der Kongress jährlich zusammen, dann dauerte es vier Jahre, bis der sechste Kongress 1928 zustande kam, und erst nach weiteren sieben Jahren lagte 1935 der siebte Kongress. So war praktisch die Moskauer Zentrale, der „Vollzugsaus-schuß“, ausschlaggebend geworden. Bei allen Wip-slerien und Konflikten wiederholte sich das gleiche Spiel: Die Sowjetregierung lehnte jede Verant-wortung für die Komintern ab. Das hat sich in ganz großem Stil im spanischen Bürgerkrieg ge-zeigt, wo die Sowjetregierung alles auf die Inter-nationale schob, während die Internationale allein keine Soldaten und keine Munition, geschweige denn Kriegsschiffe hätte schicken können.  
Seit dem spanischen Bürgerkrieg wurde die Ver-bindung zwischen Plutokratie und Bolschewismus immer enger. Jetzt wendet sich Roosevelt an seinen Freund Stalin und rät ihm, die Internationale wenigstens formal aufzulösen. Als Grund führt er an, Stalin solle einen Beitrag dazu leisten, die in-neren Schwierigkeiten Englands und Amerikas zu meistern. In England handelt es sich um die Zu-lassung der Kommunisten zu der Arbeiterpartei, in Amerika um die Befreiung der letzten ideellen Widerstände gegen das Bündnis mit dem Erzfeind Bolschewismus, die in weiten Kreisen immer noch bestehen und durch die aufkommenden antisemitischen Strömungen noch verhärtet werden. Kromp-ford die Internationale aufgelöst. So erga sind die Beziehungen, daß es nur des Rates an Stalin be-dürftig hat. Dabei hat die Internationale doch mit dem bolschewistischen Staat gar nichts zu tun, wie Moskau immer erklärte? Es zeigt sich wieder, daß die Internationale ein reines Inwendinstrument in der Hand Stalins ist. Der bolschewistische Staat ist eben bolschewistisch wie die Internationale, er be-treibt dieselben politischen Geschäfte wie diese. Mit oder ohne „Internationale“, der Bolschewismus wird immer von Moskau aus betrieben, und die kapitalistischen Länder, die ihn einst so bekämpft vorgaben, sind es heute, die ihn offen fördern.

**Montafoner Tracht kostet immerhin ungefähr 600 Mark.** Die Grundfarbe dieser kleidsamen Tracht ist schwarz und blau, das Bruststück, die Stöße und Kniebänder sind bunt gestreift, der Saum am Rock bei Weibern rot, bei Verheirateten grün. —  
Es ist Mittag geworden. Heiß brennt die Sonne nun ins Tal und bräunt die Gesichter tiefbraun. Um eine alte Frau, die auf einer geschwundenen Bank vor ihrem „Hütle“ sitzt, hat sich eine Schar Kinder, Kränzchen aus Frühlingsblumen im Haar, gestellt, die mit großen Augen der Alten zuhören, die von Märchen und Sagen aus dem Montafon erzählt. Sie berichtet den lauschenden Kindern vom hüf-sreudigen Fennagen (so heißen im Montafon die Ros-holde), die im Garneta-Wasserfall leben, und jedem bei seiner Arbeit gern behilflich sind. Nur behel-pen darf man sie nicht, so raunt die Alte, weil sie dann einen für immer verlassen. Auch vom Garneta-Gund weiß die Frau zu erzählen, dessen Wollen in den langen Nächten des Winters oft zu hören ist; dann wissen die Montafoner, die in der Nähe des Wasserfalls wohnen, daß der nächste Tag viel Schnee bringen wird. Aber auch von anderen Dingen berichten die Kinder. So vom Bischof Radigler, der im Montafon geboren, den Linger Dom erbaut hat, oder von jenem schlichten Mann aus dem lieblichen Tal, der nach dem ILS auswanderte und die Stadt St. Louis gegründet haben soll. Und wer weiß, wie lange die Alte noch erzählt hätte, denn nicht das Mittagsgelächter er-löht wäre, das die Kinderstube zum Essen rief. —  
Langsam senkt sich der Abend über das Montafon. Nach einem heißen Nachmittag, an dem die Männer in der holzgeschlachten Wirtschaft bei Pfeife und Bier saßen, während die Frauen vor ihren Spinn- und Tollen, wird es nun merkwürdig still. Die Sonne geht einem goldenen Feuerball gleich hinter den schneebedeckten Bergen unter, ganze Wol-ken liegen über dem Tal, das umgeben und bedacht von seinen Gebirgen die Nacht erwartet. Das Räu-ten auf den Bergen ist verflücht, still ruhen die Dörferchen im abendlichen Frieden, ein Maienfonn-tag im Montafoner Tal geht zu Ende.  
Schön ist dieses friedliche Erde und wie geschaf-fen zur Erholung und Entspannung. Hier, wo früher die Fremden aus allen Gauen unseres Rei-ches von der Arbeit last Entspannung suchten, da erholen sich heute, vom dem Tal Montafon gefällig aufgenommen, viele Verwundete und Müttersen-beiter, um in der herrlichen Bergwelt Gesundheit und neue Lebenskraft zu gewinnen.



Frühling im Montafon  
lick auf eines der kleinen Dörferchen. Im Hinter-grund die schneebedeckte Silvertta (Aufnahme Risch-Lau)

**Rundschau**

\* Die Gesamtverluste der britischen Luftwaffe bei ihren Terrorangriffen während des ganzen Krieges schätzt der luftwaffenärztliche Mitarbeiter des „Evening Standard“ auf 46 000 bis 47 000 Mann. Er erklärt, daß Deutschland nicht so leicht zu bombardieren sei wie England, was auf der grö-ßeren Oberfläche Deutschlands beruhe. Der deutsche Luftschutz sei gut entwickelt. Die englischen Bom-benflugzeuge träfen über Deutschland auf eine starke Abwehr. Der Gedanke, daß lediglich die augenblickliche Bombenoffensive Deutschland besie-gen könne, müsse als unrichtig betrachtet werden. Auch der Bombenwurf warnt erneut vor einer Unter-schätzung der deutschen Abwehr. So heißt es beifolgende in einem Londoner Funkbericht: „Unser Bomberstaffeln müssen sich stets mühevoll ihren Weg in das Angriffsgebiet, das am besten ver-teidigte Gebiet der Welt, bahnen. Die deutsche Boden-abwehr ist sehr stark und außerordentlich wirksam, die Geschütze stehen dicht gestaffelt, der Einsatz der Nachtjäger erfolgt Flug und ihre Zusammenarbeit ist vorzüglich. Angesichts einer solchen Abwehr müs-sen wir natürlich mit schweren Verlusten rechnen.“

\* Die zum Schein aufgelöste Komintern, einst „Dritte Internationale“ genannt, ist 1919 von den Bolschewisten gegründet worden. März hatte 1899 die Erste Internationale ins Leben gerufen. Sie lebte aber kaum ein Jahrzehnt. Manzia Jahre später wurde die Zweite Internationale gegründet, sie freilich bis zum Weltkrieg ihr Leben. Nach dem Weltkrieg verlor sie sich die Zweite Internationale neu zu konstituieren. Angewandte aber hatten sich überall die radikalen Flügel abgegliedert und zum Kommunismus gemandt. Deshalb begründeten im März 1919 die russischen Kommunisten die Dritte Internationale als Gegnerin der Zweiten, und ihr Programm besagte dementsprechend, daß sie das Werk der Ersten Internationale fortsetzen und zu Ende führen wolle. „Gebente des imperialistischen Krieges!“ war ihr erster Kampf. Das Ziel war der Sturz der internationalen Bourgeoisie und die Schaffung einer internationalen Sowjetrepublik. Den Grundriss der Dritten Internationale, nur Menschen weißer Farbe aufzunehmen, wurde abge-lehnt, man wollte alle Welt „befreien“ und die ein-heitliche kommunistische Partei der Welt bilden, deren Sektionen die Parteien in den einzelnen Län-dern sein sollten. Vollzugsorgan sollte der jährliche Kongress sein, amischen je zwei Kongresse führte ein „Vollzugsausschuß“ die Geschäfte. Bis 1924 trat der Kongress jährlich zusammen, dann dauerte es vier Jahre, bis der sechste Kongress 1928 zustande kam, und erst nach weiteren sieben Jahren lagte 1935 der siebte Kongress. So war praktisch die Moskauer Zentrale, der „Vollzugsaus-schuß“, ausschlaggebend geworden. Bei allen Wip-slerien und Konflikten wiederholte sich das gleiche Spiel: Die Sowjetregierung lehnte jede Verant-wortung für die Komintern ab. Das hat sich in ganz großem Stil im spanischen Bürgerkrieg ge-zeigt, wo die Sowjetregierung alles auf die Inter-nationale schob, während die Internationale allein keine Soldaten und keine Munition, geschweige denn Kriegsschiffe hätte schicken können.  
Seit dem spanischen Bürgerkrieg wurde die Ver-bindung zwischen Plutokratie und Bolschewismus immer enger. Jetzt wendet sich Roosevelt an seinen Freund Stalin und rät ihm, die Internationale wenigstens formal aufzulösen. Als Grund führt er an, Stalin solle einen Beitrag dazu leisten, die in-neren Schwierigkeiten Englands und Amerikas zu meistern. In England handelt es sich um die Zu-lassung der Kommunisten zu der Arbeiterpartei, in Amerika um die Befreiung der letzten ideellen Widerstände gegen das Bündnis mit dem Erzfeind Bolschewismus, die in weiten Kreisen immer noch bestehen und durch die aufkommenden antisemitischen Strömungen noch verhärtet werden. Kromp-ford die Internationale aufgelöst. So erga sind die Beziehungen, daß es nur des Rates an Stalin be-dürftig hat. Dabei hat die Internationale doch mit dem bolschewistischen Staat gar nichts zu tun, wie Moskau immer erklärte? Es zeigt sich wieder, daß die Internationale ein reines Inwendinstrument in der Hand Stalins ist. Der bolschewistische Staat ist eben bolschewistisch wie die Internationale, er be-treibt dieselben politischen Geschäfte wie diese. Mit oder ohne „Internationale“, der Bolschewismus wird immer von Moskau aus betrieben, und die kapitalistischen Länder, die ihn einst so bekämpft vorgaben, sind es heute, die ihn offen fördern.

**Montafoner Tracht kostet immerhin ungefähr 600 Mark.** Die Grundfarbe dieser kleidsamen Tracht ist schwarz und blau, das Bruststück, die Stöße und Kniebänder sind bunt gestreift, der Saum am Rock bei Weibern rot, bei Verheirateten grün. —  
Es ist Mittag geworden. Heiß brennt die Sonne nun ins Tal und bräunt die Gesichter tiefbraun. Um eine alte Frau, die auf einer geschwundenen Bank vor ihrem „Hütle“ sitzt, hat sich eine Schar Kinder, Kränzchen aus Frühlingsblumen im Haar, gestellt, die mit großen Augen der Alten zuhören, die von Märchen und Sagen aus dem Montafon erzählt. Sie berichtet den lauschenden Kindern vom hüf-sreudigen Fennagen (so heißen im Montafon die Ros-holde), die im Garneta-Wasserfall leben, und jedem bei seiner Arbeit gern behilflich sind. Nur behel-pen darf man sie nicht, so raunt die Alte, weil sie dann einen für immer verlassen. Auch vom Garneta-Gund weiß die Frau zu erzählen, dessen Wollen in den langen Nächten des Winters oft zu hören ist; dann wissen die Montafoner, die in der Nähe des Wasserfalls wohnen, daß der nächste Tag viel Schnee bringen wird. Aber auch von anderen Dingen berichten die Kinder. So vom Bischof Radigler, der im Montafon geboren, den Linger Dom erbaut hat, oder von jenem schlichten Mann aus dem lieblichen Tal, der nach dem ILS auswanderte und die Stadt St. Louis gegründet haben soll. Und wer weiß, wie lange die Alte noch erzählt hätte, denn nicht das Mittagsgelächter er-löht wäre, das die Kinderstube zum Essen rief. —  
Langsam senkt sich der Abend über das Montafon. Nach einem heißen Nachmittag, an dem die Männer in der holzgeschlachten Wirtschaft bei Pfeife und Bier saßen, während die Frauen vor ihren Spinn- und Tollen, wird es nun merkwürdig still. Die Sonne geht einem goldenen Feuerball gleich hinter den schneebedeckten Bergen unter, ganze Wol-ken liegen über dem Tal, das umgeben und bedacht von seinen Gebirgen die Nacht erwartet. Das Räu-ten auf den Bergen ist verflücht, still ruhen die Dörferchen im abendlichen Frieden, ein Maienfonn-tag im Montafoner Tal geht zu Ende.  
Schön ist dieses friedliche Erde und wie geschaf-fen zur Erholung und Entspannung. Hier, wo früher die Fremden aus allen Gauen unseres Rei-ches von der Arbeit last Entspannung suchten, da erholen sich heute, vom dem Tal Montafon gefällig aufgenommen, viele Verwundete und Müttersen-beiter, um in der herrlichen Bergwelt Gesundheit und neue Lebenskraft zu gewinnen.

# DIE FRAU ohne Gesicht

ROMAN VON ROBERT KIND

24) „Und Ihnen ist das nicht ein bißchen verdächtig vorgekommen?“

„Warum? Weil ich hinter dem Kerl herfahren sollte? Das habe ich schon ein paarmal erlebt. Und ihre Aufregung? Gott, vielleicht hat sie die Frau von dem Mann, hinter dem sie herfuhr... es gibt ja genug eiferfüchtige Weiber... vielleicht wollte sie wissen, wo er mitten in der Nacht hinwollte...“

„Nun, Kommissar Runge gab sich mit dem zufriedenen, was er an Neuen erbeutet hatte, und ließ sich nicht im Anerkennen an, als er den Bericht entgegennahm.“

„Ausgesprochen, Runge. Gut gemacht. Zu J. W. zu dem Mann mit dem Koffer und zu dem anderen, der den Sterbenden in die Drochke setzte, kommt noch eine dritte Person aus dem Dunkel zum Vorschein: eine Frau, die Vorzeichen verfolgte. Warum verfolgt man einen Menschen? In der Hauptsache, um zu wissen, was für ein Ziel er hat. Was, so heißt nun für uns die Frage, was für ein Interesse hat diese Frau, das Ziel des Dieners kennen zu lernen? Sie fürchte, wie werden diese Frage einseitig ebenbürtig beantwortet können, wie die nach ihrem Namen.“

Runge sah den Kriminalrat unsicher an. „Bisher hatten wir es außer dieser J. W. nur mit einer weiblichen Person zu tun, der Jungin Dora Bergmann. Sie kann es nicht gewesen sein, die Vorzeichen nachführte, denn sie war am Tatort und Sie, Herr Kriminalrat, haben sie selbst vernommen. Es muß sich also hier um eine neue Figur handeln. Herrgott“, schloß er seufzend, „was für eine böse Geschichte.“

„Runge“, murmelte der Kriminalrat und begann, mit erregten Händen im Akt Korridor zu blicken, „ich glaube, wir haben ihn.“

„Den Täter.“

Der Kommissar sah den Kriminalrat fassungslos an. „Den Täter?“ wiederholte er. „Ja...“

Da aber hatte der Kriminalrat schon gefunden, was er suchte. Jenen Blick ohne Unterbrechung, der am Morgen nach der Mordnacht eingelaufen war und den Wortlaut besaß:

„Wenn Sie den Mörder aus der Siegfriedallee festnehmen wollen, so bestien Sie sich. Einstweilen finden Sie ihn noch bei Anna Janowski, Fruchtstraße 190.“

„Durchsuchen Sie die Sache nicht?“ Der Kriminalrat deutete auf den Brief, der mit verstellter Handschrift geschrieben worden war. Die Person, die diesen Brief schrieb, kannte doch die Schlupfwinkel. Woher hatte sie diese Kenntnis? Sollte wissen wir's, Runge... Vorzeichen wurde bis zur Fruchtstraße verfolgt. Und mit diesem Brief wurde beauftragt, uns auf eine falsche Spur zu bringen. Wer hat daran das größte Interesse, wenn jemand das Mordverbrechen verächtlich wird? Der Täter selbst, wer wohl sonst, Runge? Und dieser Täter schrieb uns diesen Brief.“

„Die Frau also?“

„Vielleicht die. Vielleicht ihre Helfershelfer!“

Der Kriminalrat wiegte den Kopf hin und her. Wie konnte er das im Augenblick wissen. Aber jetzt stand für ihn, daß die Frau in der Lage mit schuldig war an dem Verbrechen, das in der Siegfriedallee verübt worden war.

„Gibt“ sagte er leise. „Korridor ist durch Gift getötet. Ich ahnte von allem Anfang an, daß schon aus diesem Grunde eine Frau dahintersteht. Ich glaube, Runge, wir werden noch einige Uebertragungen erleben.“

In der Nacht kam der heißersehnte Punktbruch aus Australien... Nach dem Dr. Müller mit Osborn die Morgenpfeife eröfnete, führte Hendrik Herrn Dreher herein.

Dreher war freudig der Aufregung. Die beiden Kerle, die gerade beim Frühstück waren, sahen ihm verdutzt an.

„Ich komme vom Polizeipräsidium!“

„Nun ja, Kommissar, man hätte den Mörder“, brummte der Kommissar.

„Wahrscheinlich hat man ihn!“ Dreher ließ sich in einen Stuhl fallen. „Meiner Ansicht nach kann es gar keinen Zweifel mehr über die Identität des Mörders geben. Steffen ist es. Willibald Steffen.“

„Der Mann, der in Sidney jahrelang im Zuchthaus saß und dann nach Genoa fuhr?“

„Ja, ja!“ Dreher fuhr mit dem Taschentuch über seine Stirn. „Seit heute ist ein endloser Punktbruch aus Sidney gekommen. Einiges daraus hat mir der Kriminalrat mitgeteilt. Interessiert Sie das?“

„Ohne eine Antwort abzuwarten, rief er: „Ein Roman ist das... ein regelrechter Roman, der bestimmt die Vorgeschichte zu der jetzt in der Siegfriedallee erfolgte Tragödie darstellt. Verlesen Sie sich sechs, acht Jahre zurück... da leben in Australien zwei Deutsche... Robert Kornisch und Willibald Steffen... sie waren miteinander befreundet, arbeiteten wohl zusammen irgendwo im Innern... bis die Freundschaft einen Riß bekam. Sie trennten sich, trafen dann aber wieder in Sidney aufeinander, was für Steffen sicher recht peinlich war, denn er hatte sich den Namen seines Freundes Kornisch zugelegt und verschiedene Betrügereien begangen.“

Wahrscheinlich hat Kornisch keine handfesten Beweise für das Treiben seines ehemaligen Freundes besessen, und so beschränkte er sich darauf, die Polizei lediglich auf Steffen aufmerksam zu machen, die ihn auch sofort beobachteten lief. Zur gleichen Zeit wurde in der Straße, wo Steffen hauste, ein schweres Verbrechen begangen. Eine Obsthändlerin wurde erschlagen in ihrem Geschäft aufgefunden. Die

Kasse war ausgeraubt. Am Tatort fand man Willibald Steffens Schlüsselbund.

Warum die Polizei Willibald Steffen nicht auf der Stelle verhaftete, ist mir schleierhaft. Sie beobachtete ihn nur, und nun verriet Steffen sich selbst. Er war vollkommen mittellos nach Sidney gekommen und warf nun plötzlich das Geld mit vollen Händen um sich, prägte wie ein... wie ein... na, eben ein Mensch prassen kann, der nicht an das Geld gewöhnt ist.“

„Also ich will's kurz machen: Er wurde verhaftet. Und was macht der Kerl? Er behauptet, Kornisch zu heißen. Und mit dem Mord hätte er gar nichts zu tun. Der andere heiße Steffen, und Steffen habe ihm die Papiere gestohlen.“

Damit kam er natürlich nicht weit, denn Robert Kornisch konnte sich reißlos über seine Person ausweisen. Verfragt, wo er das viele Geld her habe, sagt Steffen aus, das habe er gefunden. Gefunden! Also wieder einmal der große Unbekannte! Dann hat's wohl auch sonst noch viele Widersprüche gegeben, außerdem heuerte es mit seinem Alibi... nun, alles Lügen half ihm nichts. Er kam, mild genug für so etwas, ins Zuchthaus. (Fortf. folgt.)

## Der vertauschte Hut / Von Aage v. Hoymand

„Bitte Platz zu nehmen. Kaffee? Haarschneiden? — Beides — bitte sehr!“ „Oh, Verzeihung — bei der Herr dort — bei der Tür — ist es auch Ihr Gut, den Sie genommen haben? Nein — also, da können Sie sehen! Ja — habal Oh, bitte, bittet! Habe die Ehre, guten Tag!“

„Ja — da ist es Ihnen also erspart geblieben, mein Herr, daß Ihnen der Hut verkauft wurde — diesmal Bitte, bitte, nichts zu danken! Ich passe nämlich immer auf die Güte auf. Es kann sehr merkwürdige Folgen haben, wenn einem der Hut verkauft wird. Wollen der Herr vielleicht hören, wie es mir ergangen ist? Ja, also — geniert Sie das? — nein, sehr gut — ja, es war also eines Abends in einem Blumengeschäft. Ich war hineingegangen, um — in aller Bescheidenheit natürlich ein paar Blumen zu kaufen. Ich stand bei einem kleinen Kult und überlegte, was ich auf die Karte schreiben sollte. Ich hatte den Hut abgelegt, denn es ist, als ob sich die Gedanken dann freier bewegen. Schließlich entschied ich mich zu schreiben — wünsch ich der Herr scharf einspringen oder ein warmes Handtuch? Scharf einspringen, bitte sehr! — Ich schrieb — na, darauf kommen wir noch zurück. Als ich gehen wollte, bemerkte ich, daß mein Hut vertauscht worden war. Nun hätte ich mir das nicht weiter zu Herzen genommen, wenn ich einen ebeniguten oder gar einen besseren bekommen hätte. Aber davon war gar nicht die Rede!“

Der Mann, der meinen Hut genommen hatte, war verschwunden. Aber in seinem Hut fanden die Verkäuferinnen M. M., und die Verkäuferin konnte glücklicherweise seinen Namen und die Adresse angeben. Es mußte der Dropschloher Morten Mortensen gewesen sein, der bei seinen Eltern wohnte, bei dem pensionierte Oberförster Mortensen und Gattin, Hopfenmarkt 18. In der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen mit meinem guten Hut begab ich mich auf den Weg zum Hopfenmarkt. Allerdings hatte ich — in aller Bescheidenheit — erwartet, nett und höflich empfangen zu werden, denn ich trete selber auch immer nett und höflich auf; aber ich muß sagen, der Empfang, den mir die Familie Mortensen bereitet, übertraf meine kühnsten Erwartungen bei weitem! Die Wohnung war wie zu einem Fest geschmückt, und drinnen stand die ganze Familie groß und erwartungsvoll in ihrem Staat und empfang mich mit: „Oh, schönen guten Tag und willkommen“, und „Wie haben wir uns schon gefreut, Sie zu sehen!“

Ich war ganz benommen, und ehe es mir gelang, herbeizustimmen — wünschten der Herr Schere oder Maßchine im Laden? Schere, bitte sehr! — ehe ich mein Anliegen vorbrachte, hatten sie mich bereits hereingeführt und mir geholfen abzuliegen — nicht bloß den Hut, sondern auch Mantel, Halsstuch und Handschuhe. Kommen Sie doch weiter, hier es, und eine nette, ältere Dame, die wohl Frau pensionierte Oberförsterin Mortensen sein mußte, rief aus: „Und Blumen haben Sie auch mitgebracht — ach, wie aufmerksam!“, und ehe ich protestieren konnte, hatte sie die Blumen genommen und in eine Vase gesteckt. Ehe ich Zeit fand, mehr zu sagen, war ich im besten Stuhl in der Stube platziert, mit einem Glas Portwein in der Hand, und rund um mich stand die ganze Familie Mortensen und stieß mit mir an und sagte: „Prost!“ und „Willkommen!“

Ich fühlte mich ganz blau bei all diesen Süßigkeiten und dachte, daß ich jetzt doch zusehen müsse, meine Angelegenheit mit dem Hut zu erledigen. Da ging die Tür auf, und ein junges Mädchen kam herein. „Liebste Adele“, rief Frau Mortensen, „sieh nur, wer gekommen ist!“ Adele sah verwundert und

ratlos auf mich. „Aber Adele“, rief jetzt der pensionierte Oberförster aus, wie kannst du nur so dastehen? Warum gehst du nicht zu ihm hin und gibst ihm einen Kuss?“

Ich muß gestehen, daß ich ein wenig überrascht war, und begann herbeizustimmen: „Ich fürchte, hier liegt ein Mißverständnis... wurde aber von Adele unterbrochen, die mit allen Zeichen des Entsetzens rief: „Aber Vater!“, worauf sie die Hände vors Gesicht schlug und hinauslief.“

Armes Kind, sagte die Frau; sie ist nur verzogen, weil hier so viele verarmt sind. Wenn die beiden ein bißchen unter vier Augen miteinander reden können, wird schon alles in Ordnung gehen.“ Sie sah mich flehend an: „Ach, würden Sie nicht vielleicht — gehen Sie doch zu ihr hinaus und bringen Sie sie zur Verunsicherung.“

Ich stand etwas ratlos da. Aber ich kann nicht nein sagen, wenn man mich so nett bittet. Ich dachte an den Portwein und die freundliche Aufnahme und beschloß, daß, wenn ich etwas tun konnte, diesen lieben Menschen Freude zu machen, ich es versuchen wollte.

Ich ging zu Adele in die Küche hinaus. Sie sah auf der Spüle stehen und weinte. Ich ging zu ihr hin und sagte tröstend — wünsch ich Sie das Haar gemacht? Bitte sehr — ich sagte zu ihr: „Machen Sie sich nichts daraus. Sagen Sie was Sie wollen! Kann ich Ihnen nicht helfen?“ Da erzählte sie mir schweigend, daß sie seit einiger Zeit einen Herrn kannte, und er war so nett und lieb, und nun hätte heute die Verlobung erklärt werden und die Eltern hätten ihn kenneilernen sollen, und sie habe sich so gefreut. Aber jetzt sei er völlig verändert und habe die Verbindung plötzlich aufgehoben. Sie weinte wieder und sagte, sie sei so unglücklich, weil sie sich nicht getraue, es den Eltern zu erzählen, wie es ausgefallen ist. Mutter würde weinen und Vater, der von cholericischem Temperament sei, toben und dann... die ganze Familie, die erschienen war!

Ich konnte der Verzweiflung des armen Mädchens nicht widerstehen. Ich dachte — wünsch ich der Herr eine Skizze oder Brillantine, sehr wohl — und ich nicht die Situation für sie retten könnte und sahnte den edelmütigen Versuch, im Schoße der Familie zu verweilen und die Mollie des Freuloos zu spielen — nur für diesen Abend. Dann konnte ja Adele den Eltern später immer noch erzählen, daß es auseinandergegangen sei.

Die arme Adele trodnete ihre Augen, und wir saßen einander bei der Hand und gingen in die Stube. Das Gesicht der Familie. In diesem Augenblick kam Dropschloher Morten Mortensen nach Hause. Ich sah, wie er meinen guten Hut im Vorzimmer auf den Dafen hängt, worauf er mit einem großen Blumenstrauß — aus meinem Blumenladen — ins Zimmer trat. Er hielt mich als seinen neuen Schwager willkommen.

Ich verirrte mich großartig mit der ganzen Gesellschaft. Aber als ich endlich ging, blieb es Adele und mir nicht erspart, uns angeht der ganzen Familie einen Kuss zu geben, und ich mußte bestimmt versprechen, bald wiederzukommen. Ich nahm meinen eigenen Hut, und als ich die Treppe hinunterging, dachte ich, daß es doch ein netter Abend und die Blumen wert gewesen war.

Ist der Scheitel so geistig? Oder vielleicht eine Nase höher? So? Wie meinen der Herr? Ob die Geschichte gut ausging? Ja! Sie endete nämlich damit, daß ich Adele heiratete. Da können der Herr sehen, wozu es führen kann, wenn einem der Hut verkauft wird...“

## Vermischte Nachrichten

Der von der Berliner Kriminalpolizei geführte 30 Jahre alte Gattenmörder Karl Ludwig konnte durch das umsichtige Verhalten mehrerer NS-Angehöriger festgenommen werden. Sittlerjungen zettelten am Tegeler See in der Nähe des Forsthauses Ziegelgrund. Im Laufe des Samstagmorgens tauchte Ludwig bei ihnen auf und versuchte, in einem ihrer Bänke ein Unterkommen für die Nacht zu erhalten. Einer der Jungen glaubte, in ihm den in den Zeitungen abgebildeten gesuchten Mörder zu erkennen. Um ihn Gewißheit zu verschaffen, ging er in eine unweit gelegene Gastwirtschaft und erbat sich von dem Wirt das Foto aus der Zeitung. Während dieser Zeit hielten seine Kameraden den mutmaßlichen Täter im Lager zurück. Nachdem von ihnen die Personengleichheit festgestellt worden war, benachrichtigten sie das nächste Polizeirevier. Bei seinem ersten Verhör vor der Mordkommission hat L. den Mord an seiner Ehefrau eingestanden. Wie berichtet, hand er ferner im Verdacht, auch an dem Verschwinden seiner 29jährigen Schwägerin Gertrud Münchenhagen, die seit dem 11. Mai vermißt wurde, beteiligt zu sein. Seine Verträge wurde am Samstag in den frühen Morgenstunden im Verschloß eines Hausbauers in der Gartenstraße im Berliner Norden von einer Hausbewohnerin entdeckt. Frau W. ist von Ludwig gleichfalls ermordet worden. Er hat auch dieses Verbrechen eingestanden. Als Anerkennung für die vorbildliche Mitarbeit wird den Sittlerjungen eine Geldbelohnung ausgeschrieben.

— Sommer wieder gibt es Dumme und Leichtgläubige, die, weil sie etwas haben wollen, was es nun mal nicht, oder nur schwer gibt, in ihrer Besessung auf die tollsten Märgen und Schwindeleien von Gaunern hereinfallen. So ging es auch einer Frau in Utrecht in den Niederlanden, die sich sehnsüchtig einen Pelz wünschte. Bald machte sie die Bekanntschaft eines Mannes, dem es nicht schwer fiel, den Wunsch der Besessenen auszufriedigen. „Ein Pelz, selbstverständlich, ich kann Ihnen helfen“, sagte er leichtgläubig, und bald war man einig. Die Frau mit der großen Sehnsucht nach dem Pelz bezahlte gleich 650 Gulden auf den Tisch des Hauses, der Mann nahm sie und ging, das heißt, er ging gleich in die nächste Kneipe und begann das Pelzgeld in Alkohol umzusetzen. Als er damit fertig war, erschien er nach einigen Wochen wieder bei seiner Auftraggeberin, die ihn schon sehnsüchtig erwartete. „Sie müssen schon entschuldigen, es ist schwer, jetzt Pelze zu bekommen“, entschuldigte er sich, „aber ich habe da jetzt ein paar wundervolle echte Pelze an der Hand, allerdings kosten sie ein bißchen mehr, ich würde noch 925 Gulden brauchen.“ Tatsächlich ließ sich die Frau beschwären und handigte dem Gauner auch noch die 925 Gulden aus. Der ging vergnügt in die nächste Kneipe, um einen Teil der Gulden in Alkohol umzusetzen. Da er nichts mehr von sich hören ließ, war aber doch die lange Zeit der Frau. Empört eilte sie zum Pelzbesorger zu einem Satz und drei Monaten Gefängnis.

— Höflichkeit und Freundlichkeit kosten nichts, vermehren aber den menschlichen Umgang wesentlich zu verbessern. Wer immer mit einem misgerägen Gesicht herumläuft und niemandem grüßt, erfreut sich bei weitem weniger Zuneigung seiner Mitmenschen. Ganz verunderrlich und höchst verdächtig aber ist es, wenn so ein Gemüthiger und Gauner plötzlich vor Gegebenheit und Höflichkeit nur so trachtet. Dann ist bestimmt etwas faul im Staate Dänemark. So dachte auch ein Polizist in Vöden in den Niederlanden, als ihm kürzlich ein octoberkannter Griesgram und Einstecktrebs beim Vorbeigehen sehr freundlich und mit dem schönsten Lächeln von der Welt den Gruß bot, der ihm bisher nie beachtet hatte. Der Polizist zog denn auch die richtige Folgerung aus dem merkwürdigen Verhalten des Mannes und hielt ihn an, indem er ihn gleichzeitig bat, doch einmal den Koffer zu öffnen, den er bei sich hatte. Da war die strahlende Sonne des Ueberbühlligen wie mit einem Schloß verschwunden, und der alte Griesgram trat wieder hervor. Dazu hatte er auch allen Grund, denn der erste Blick, den der Polizeibeamte in den Koffer tat, überzeigte ihn davon, daß dieser bis an den Rand mit allerlei lederen Samtpelzwaren gefüllt war. Nun war das Räthsel an dem Beamten, der Mann und Koffer sicherstellte.

— In Paris war ein gewisser Noarero eben dabei, einem anderen Schieber ein Paket gefälschter Lebensmittelkarten für eine halbe Million Franken zu verkaufen, als heftig an die verschlossene Tür geklopft wurde. „Aufmachen — Polizei...“ riefen rauhe Männerstimmen. Statt durch Papiere legitimierten sich die eintretenden Kriminalpolizisten durch eifrige Hiebe mit dem Gummiknüppel, beschlagnahmten die Karten und das Geld, erklärten die beiden Schieber für verhaftet und gaben ihnen den Befehl, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis sie von uniformierten Beamten abgeholt würden. Worauf sie verstanden. Doch kaum allein, kam Noarero und seinem „Beihilfsfreund“ ein schrecklicher Verdacht: wenn nun diese Kriminalisten gar keine Vertreter des Staates gewesen wären, sondern Gauner wie sie selbst? Sofort machten sie sich an die Verfolgung der „Geheimbeamten“ und hielten sie tatsächlich auch ein. Es kam zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen den beiden Gruppen, in deren Verlauf sich herausstellte, daß die „Kriminalbeamten“ ebenfalls Spigebuben waren wie der fälschliche Noarero, daß beide verschiedene, diesmal durchaus echte Polizisten austraten und die ganze Gesellschaft verhafteten. Und jetzt trägt man sich in Paris, welche der beiden Parteien vor dem Gericht wohl am schlechtesten abgeben wird.

## Goethe stolpert über einen Pudel!

Von Bruno H. Bürgel

Wissen Sie, daß im Leben Goethes einmal ein Pudel große Bedeutung erlangte? Der Mensch des Alltags, mit seinen großen und kleineren Pflichten und Sorgen, macht sich oft falsche Vorstellungen vom Leben der „Großen“, deren Namen wir mit Verehrung und Ehrfurcht aussprechen. „Ich bin ein Mensch! Nichts Menschliches wird an mir vermisst!“ rief ein Gemaltiger des Altertums aus, und Wismar gebraucht einmal, um darzutun, daß man überall mit menschlicher Schwäche und langweiligkeit rechnen müsse, den Ausdruck: „Es menschlich über!“

Untere kleine Betrachtung hier will nichts anderes, als beweisen, daß auch im Leben eines so großen, so verehrten Mannes wie Goethe oft kleine Dinge große Bedeutung erlangen. Daß der Gegenstand Goethes in diesem Fall der Landesherr selbst war, der Herzog Karl August, nicht nur ein Fürst, sondern auch geistig hochstehender Mensch, ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, unterzeichnete nur die Tatsache, „Goethe ist über einen Pudel gefolpert!“ hier es eines Tages in Weimar und bald in ganz Deutschland, und wirtlich, es war so! Im Jahre 1817 machte ein herumreisender Schauspieler, der von Anfang an in Weimar den Pudel begleitet war, seine Aufwartung in Weimar. Er hatte ein einmaliges Stück geschrieben, das er „Der Hund des Auber“ nannte und in dem eben jener Pudel die Hauptrolle spielte. Er stellte den Antrag, diesen Einakter auch auf der Hofbühne in Weimar aufzuführen, mit deren Leitung Goethe seit einem Vierteljahrhundert betraut war. Goethe lehnte ab! Warum eigentlich?

Man hatte oft behauptet, daß der große Mann ein Hundebild gewesen sei. Das stimmt sicher nicht, denn gerade Goethe war ein ungemein naturverbundener Mensch. Nein, es war ein ganz anderer Grund, der Goethe bewog, den Pudel von der Bühne fernzubalzen. Ihm war das Theater gewissermaßen Wunden! Hier sollten die Menschen hoch über den Alltag erhoben werden, hier sollten sie das Große groß, ernst und feierlich darzustellen sehen. Der Hund schien Goethe da am falschen Ort, mochte er auch ein drolliges, gut abgerichtetes, kluges Tier sein. Kurz, Goethe lehnte ab.

Aber es gibt Kreise in der Stadt und vor allem am Hof, die gegen Goethes Entschluß Stellung nehmen.

men. Der Schauspieler und sein Pudel werden dem Herzog vorgeführt, und dieser läßt Goethe erfragen, die Austritts-erlaubnis doch noch zu erteilen. Abermals lehnte Goethe ab, und nun bekommt die ganze Sache eine Wendung, die weit über den „Hund des Auber“ hinausgeht. Liebe und Kabale, Freundschaft und Abneigung, Nebenbuhlerchaft, Eifersucht, Stolz und Kränkung treten auf den Plan; der Hund wird zu einem lebenswichtigen Schatten. Hier scheidet sich

## Hachim und Suleika / Von Eduard Franz

Der Kalif von Bagdad erließ einst den Befehl, daß alle ledigen Männer seines Reiches sich binnen Jahresfrist zu verheirathen hätten, widrigenfalls sie mit lebenslänglicher Gefängnisstrafe bestraft werden würden.

Nun begann ein großes Heiraten im ganzen Land, daß schier jeder Tag zum Festtag wurde. Nur einer der Junggeheirten, Hachim mit Namen, ließ sich Zeit bis zur letzten Frist. Erst als die Häcker des Kalifen ihn zur Eile mahnten, entschloß er sich, eine Frau zu nehmen. Denn schließlich, so sagte er sich, konnte kein Weib so schön sein wie der Aufreißer im finsternen Kerker.

Daß Hachim sich aber so lange Zeit gelassen, rächte sich jetzt bitter. Denn für ihn war nur noch Suleika geblieben, und die hatte den Keusel im Weibe. Nicht daß sie unüblich gewesen wäre; im Gegenteil, Allah hatte sie mit allen äußeren Vorzügen bedacht. Aber ihr Mundwerk! Und ihr Sturheit! Sie rächte aus, Hachims Heiraten in eine Hölle zu verwandeln.

War es ein Wunder, daß er sich lieber im Stalle bei seinen beiden Eseln aufhielt als bei ihr? Doch nun setzte sie ihm erst recht zu; sie ließ ihn hungern, wenn er müde vom Felde kam, ließ er in den Wasch und kaufte alle möglichen Dinge, wenn er sie zu sparen aufforderte, und überließ ihm mit bösen Worten, wenn er sie einmal zu tabeln wagte.

Da ging Hachim in seiner Not zum Kalifen und bat: „Großmächtiger Herr, lasse mich lieber in den finsternen Kerker sperren, als noch länger mit solch einem Weibe verheiratet sein!“

Der Kalif willfahrte seinem Wunsch, und so kam Hachim ins Gefängnis.

Schon eine Woche lebte er nun von Wasser und Brot, und hatte niemand zum Gespräch als ein paar hungrige Mäuse. Am liebsten Tage hörte Hachim plötzlich seinen Namen durch das Gitter rufen. Draußen stand Suleika. Sie rächte ihm einen langen Hohnhaken durch die Stäbe, goß ihm Zie-

gel geistig an einem Pfostenhof, dessen Wände der bedeutendste Dichter Europas bemaltet.

Die Verhältnisse werden klarer, wenn man die Hintergründe ableuchtet. Goethe und der Herzog kennen sich seit über 40 Jahren. Als ein Jüngling kommt Karl August zur Regierung, lange schon schwärmt er den um acht Jahre älteren Dichter des „Hörs von Verklungen“ und der „Reiden des jungen Werther“ an. Im Jahre 1774 begegnet sie sich in

genmäßig in seine Schüssel und brachte ihm Feigen und Datteln. Dann herzte und küßte sie ihren Mann und bat ihn immer um Verzeihung.

Einen ganzen Monat lang kam Suleika auf diese Weise, unterführt von einem alten Wärter, den sie mit einem Dankschreiben beschieden hatte. Da gemann Hachim sein Weib wieder lieb, und er ließ sich auf einen Ausweg beim Kalifen melden. „Großmächtiger Herr“, bat er ihn, „laß mich wieder in Freiheit und mit meinem Weibe leben. Sie hat ein gutes Herz und liebt mich!“

Der Kalif ließ den Gefangenen unter der Bedingung frei, daß er ihm nicht nochmals mit einer Bitte komme.

Eine Woche lang lebten Hachim und Suleika nun friedlich und glücklich wie zwei Turteltauben. Doch nun zu bald verließ Suleika wieder in ihre alten Pöbler. Ja mandam! schien es, als treibe sie es atger als zuvor.

Der Kalif, der das seltsame Paar bei einer seiner Ausfahrten überraschend besichtigte, traf es neuerdings in Streit und Zader.

„Großmächtiger Kalif“, bat ihn der Mann, während die Frau trübselig abseits stand, „laß mich doch wieder in mein Gefängnis zurück!“

Doch der Kalif schüttelte das Haupt. „Nein, Hachim, nicht zu sollst im Gefängnis schmachten, sondern dein Weib, die wahre Schuldige, soll ihr ferneres Leben im Kerker verbringen.“ Da warf Hachim sich dem Kalifen zu Füßen. „Großmächtiger Herr, verabscheue sie! Sie ist ein schändliches Weib und würde es nicht aushalten! Trotz allem Wollen, das sie mir angetan — dies Los verdient sie nicht! Wirst lieber mich ins Gefängnis!“

Als Suleika diese Worte hörte, schmolz ihr Trost und Starrsinn wie Butter in der Sonne. Sie gelobte dem Kalifen, ihrem Mann von nun an ein gutes und gehorames Weib zu sein. Und sie hat ihr Wort auch gehalten, denn sonst wäre dies ja kein Märchen...“

Frankfurt; Karl August bittet Goethe, an seinen Hof nach Weimar zu kommen, und Goethe kommt. Eine irrtümliche Freundschaft verbindet beide Männer. Karl August wächst bedeutsam am Arm dieses wunderbaren Menschen, und Goethe wiederum wird erntet und reifer, nun er Verantwortung trägt.

Goethe steigt und steigt, er wird Geheimrat, wird in den Adelsstand erhoben, wird Minister für Kultur, die Leitung des Hoftheaters wird ihm übertragen, er ist der Vertraute des Fürsten, seit Freund, Berater und doch... (es kann ja nicht anders sein) merkt Karl August, wie gewaltig dieser Mann, der ja nicht nur ein Dichter, sondern ein Weltweiser geworden ist, der eine Welt besaß, über ihm überlegen ist. Zwar, Goethe ist immer voll Takt, aber wie oft behält er eben recht und hat der Fürst unrecht! Das verträgt auch ein aufmerksamer und geistig hochstehender Fürst nicht immer.

Etwas anderes kommt aber noch hinzu. Der Herzog hat sich in die sehr anziehende Schauspielerin Caroline Fagemann verliebt. Da gemann Goethe, später läßt er sich sogar „zur linken Hand“ mit ihr trauen. Die Fagemann ist ehrgeizig, etwas intrigant, sie will an der Bühne anders, als Goethe will, lieber sieht ein, daß sie hier ihre Keibungsflächen eroben. Goethe ist seines Postens als Direktor des Theaters längst überdrüssig. An diese Situation nun bringt der Pudelhund. Goethe lehnte ihn, wie gesagt, ab. Aber auch das Erluchen des Herzogs, den „Hund des Auber“ aufzuführen, kann ihn nicht umstimmen, er bleibt bei seinem ersten Bescheid. Nun aber befiehlt der Landesherr über Goethes Kopf hinweg, daß der kleine Einakter zu spielen sei, ein Beamter der Bühne macht dem alten, weichen Olympia davon Mitteilung. Goethe packt seine Koffer und Ästten und fährt nach Jena, wo er einen zweiten, stillen Wohnung hat, nach dem er oft floh, wenn er ganz einsam und in Ruhe arbeiten wollte. Man kann das diesmal wirklich eine Klugheit nennen!

Der Herzog ist verärgert. Möglich, daß die Fagemann seine Verdrücktheit noch geschickter geäußert; kurz, er teilt dem entwickelten alten Freunde mit, daß er ihn von der Leitung des Hoftheaters entbinde! Goethe ist entlassen! Wüßig dankt sich der. „Eure Hoheit sind meinen Wünschen gnädig zuvorgekommen...“ — Große Empörung überall, daß Goethe einem Pudel geopfert wurde. Man schimpft über Anträgen am Hoftheater, über schlechte Leitung der Bühne. Der große Alte aber, weiß gemordet, geht mit einem Lächeln darüber weg, er schaut schon in Größeres, Innenliches, und zur Ehre Karl Augusts muß gesagt werden, daß er trotz allem der Freund Goethes geblieben ist.